

Ein Ehrenplatz für Stühle : mit Willy Guhl im Vitra-Design-Museum

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **3 (1990)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-119166>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Ehrenplatz für Stühle

Willy Guhl ist der Patriarch des Schweizer Stuhls. Köbi Gantenbein ist mit Willy Guhl zur ersten Ausstellung ins Vitra Design Museum nach Weil am Rhein gereist.



Gestalter und Lehrer

Willy Guhl kam 1915 in Stein am Rhein auf die Welt. Heute lebt er mit seiner Frau in Hemishofen, einem Nachbardorf. In der Zwischenzeit war er zuerst Schreiner, dann lernte er Innenausbau an der Kunstgewerbeschule in Zürich, und ab 1941 war er an dieser Schule Lehrer für Innenarchitekten und Designer – bis 1980. Willy Guhl hat Landwirtschaftsmaschinen, Typenmöbel, Türdrücker entworfen und Ausstellungen gestaltet. Hauptsache aber – der Stuhl.

Der erste Kunststoff-Schalstuhl in Europa, einige Stühle für die Fabrik Dietiker in Stein am Rhein, die seit dreissig Jahren produziert werden, Stühle für Garten, Haus, Restaurant. Ein Guhl-Stuhl ist unterwegs ins Museum of Modern Art in New York (siehe Seite 7). Das Museum für Gestaltung in Zürich hat Willy Guhl 1985 als Schweizer Design-Pionier vorgestellt. Geblieben ist ein Katalog. Er kann gekauft werden im Museum an der Ausstellungsstrasse 60 in Zürich, Telefon 01/271 67 00.

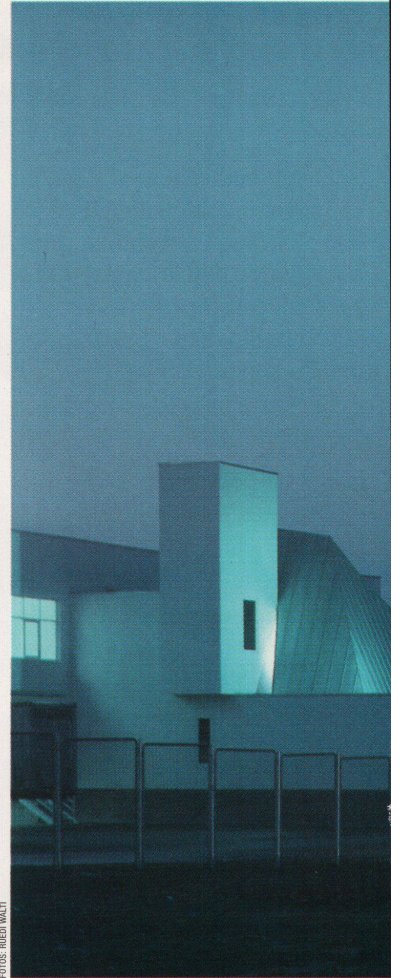
Seine Augen strahlen. Über seine Stirnrinnen Schweisströpfchen. Mit seinem Gehstock zeichnet Willy Guhl in der Luft die Prinzipien des Stuhls nach: Sitzfläche – Rückenfläche – Lehne, die Konstruktion – waagrechte und senkrechte Stützen. Er weist hin auf das Wesentliche: die Harmonie der Masse. Willy Guhl beschäftigt sich schon seit mehr als einem halben Jahrhundert mit Stühlen. Die Tafel, auf der es heisst: «Bitte nicht berühren», kann ihn nicht kümmern. Er lehnt seinen Stock an die Wand, nimmt einen ausgestellten Stuhl vom Podest herab, packt ihn an einem Bein und dreht ihn um: Schauen muss man mit den Händen. Zuerst die Konstruktion. Wenn sie nicht stimmt, wenn der Fuss gross sein muss, um einen Entwurf zusammenzuhalten, der auf ästhetische Sensation aus ist, dann ist der Stuhl nichts wert. Aber: wenn die Konstruktion stimmt, ist noch nichts gestaltet. Die Konstruktion eröffnet Möglichkeiten. Willy Guhl streicht seine Hand über das dünne und elegante Bein eines Stuhls aus italienischer Massenproduktion. Er heisst «Superleggera». Gio Ponti hat ihn 1957 entworfen. Schwarzes Eschenholz mit einem Sitz aus spanischem Rohr. «Hinter dem Entwurf

sieht man noch die Urform – den Sprossenstuhl. Es ist schön, wie dieser Stuhl gelungen ist, wie hier handwerkliche Qualität und zeitgenössische Form zueinander gefunden haben. Wie leicht er ist! Die Beine sind so dünn als möglich, die Proportionen stimmen, die Eigenschaften des harten Holzes sind genutzt und umgesetzt.» Willy Guhl stellt den Stuhl auf den Boden, und ich setze mich drauf. Über Qualität kann man erst nach dem Gebrauch reden.

Die erste Ausstellung zeigt im ersten Raum die Geschichte des industriell hergestellten Stuhls. Im zweiten Raum stehen Prototypen der vierziger Jahre aus Sperr- und Schichtholz: Prozess statt Produkt. Der dritte Raum, wo einmal die Bibliothek eingerichtet werden soll, gehört den Stühlen aus den neueren Kleinserien für die Kunstbesseren: Stühle zum Anschauen und nicht zum Draufsitzen. Im vierten Raum – auf der Empore – stehen 15 Leitfossile aus der Holz-, Stahlrohr- und Kunststoffzeit auf weissen Podesten.

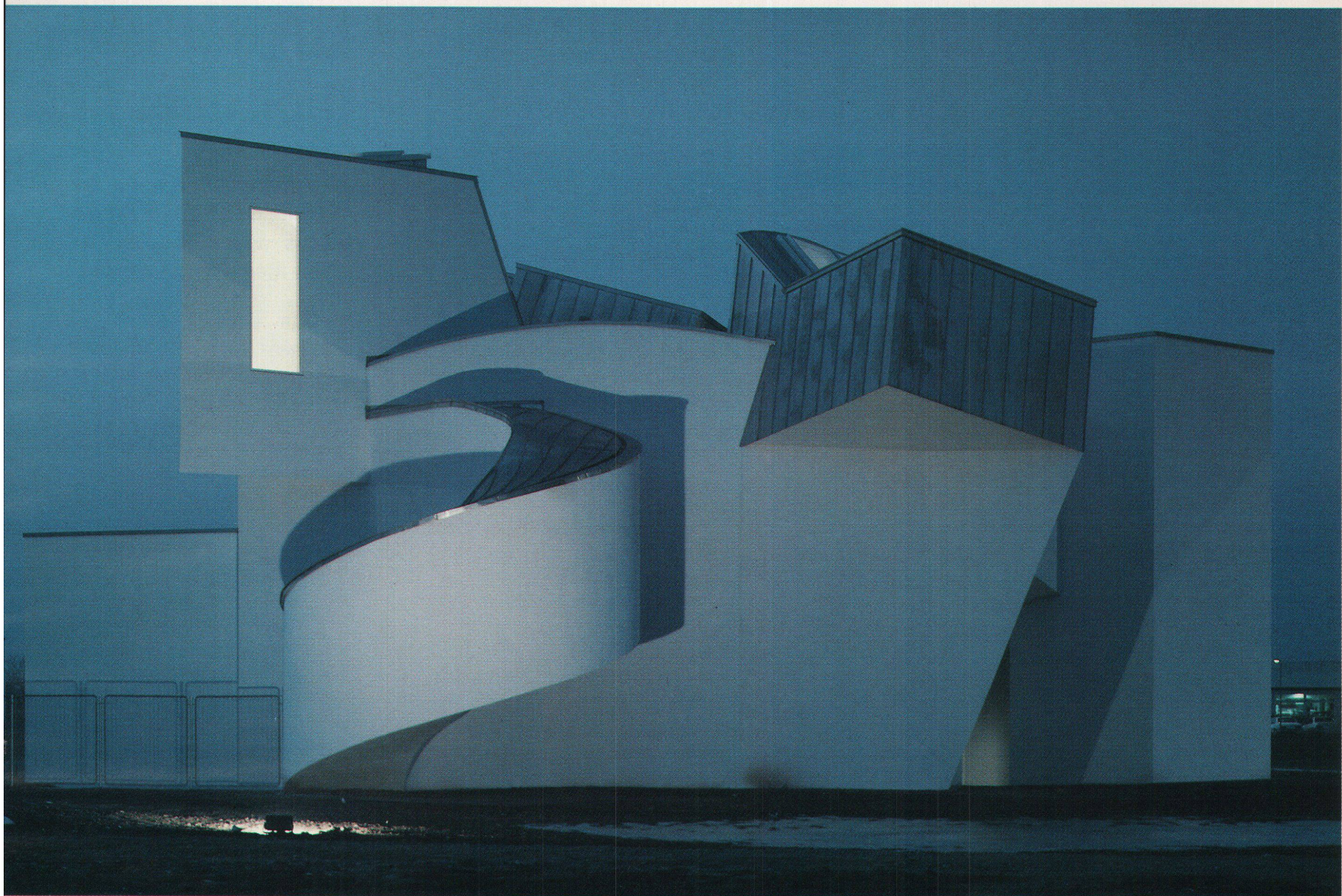
Das Museum ist, wenn es im Niemandsland der Industriezone zum erstenmal auftaucht, spektakulär (mehr dazu vom Stadtwanderer auf Seite 9). Willy Guhl spricht von einer Kirche. Die ineinander verschachtelten Klötze versprechen ein Architekturspektakel, das wohl jeden Stuhl erschlagen wird. Das trifft aber nicht zu. Die Innenräume sind zurückhaltend. Die Stühle bestimmen die Szene. Sie sind konventionell ausgestellt: Objekt pur auf weissem Podest. Den Gebrauch und das Umfeld muss sich jeder selber dazudenken. Ruhige, angenehme Räume. Und wieder einmal wird vorgeführt: Das beste Licht ist das Tageslicht. Das Haus ist so aufgebaut, dass die Sonne in die Räume und auf die Stühle darf. Kein Platz für Kunstlichtorgien, kein Kopfweh wegen Halogenstrahlern.

Zu knapp sind die Erläuterungen: Wer keinen Willy Guhl bei sich hat, der zu jedem Stuhl eine Geschichte erzählen kann, darf einfach Helden aus der Warenwelt bestaunen und bleibt vorerst ratlos. Er weiss zum Beispiel nichts über die Aufregung rund um die er-



FOTOS: RIEDI/WALTI

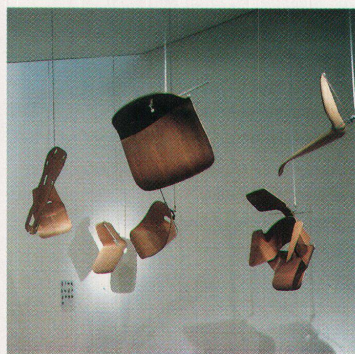
sten Stühle aus Kunststoff. Das war die Zeit, in der Willy Guhl sich in einem Wettbewerb mit Charles Eames gemessen hat. Charles Eames (1907–1978) und seine Frau Ray sind herausragende amerikanische Designer. Vitra produziert Eames-Stühle noch heute und besitzt seinen Nachlass; Charles-Eames-Strasse heisst auch die Adresse. Im Wettbewerb ging es damals um Sitzschalen, die ersten aus Kunststoff. Im Design für den neuen Stuhl war Willy Guhl gleich weit wie die Amerikaner. Während aber dort die Entwürfe massenweise produziert werden konnten, war hier nichts zu machen. Willy Guhl prüft mit den Fingern eine Verbindung zwischen einer Sitzfläche und einem Stuhlbein und zeigt auf den Stahlfuss: «Bei uns haben die Fabrikanten zu sehr am Alten festgehalten. Das tun sie ja auch heute noch oft. Die geistige Haltung ist gegen die neuen Möglichkeiten gestanden. Die industrielle Produktion hat auch viel Geld für Gussformen und Maschinen gebraucht. Das hatte man in unserem Ländli nicht. In Amerika dagegen war man offen, schnell und hatte Geld. Das nicht zuletzt wegen des Kriegs.» Die Amerikaner haben aus Sperrholz Teile von Kriegsflugzeugen und Holzschie-



nen für zerschlagene Beine und Arme gebaut. Dabei haben sie viel gelernt und das dann in den Möbelbau umgesetzt. Im Saal hängen die entsprechenden Objekte aus Schichtholz von der Decke herunter, auf den Podesten wird mit Prototypen die Entwicklungsgeschichte von der festen zur organischen Form erzählt. Vergnügt zeigt Willy Guhl auf Stellen bei den Sitzflächen, wo der Wille des Gestalters und das Material nicht zueinander gefunden haben. «Wir haben gewusst, welche Formen kommen müssen, welche in der Zeit liegen. Es war ein ständiges Vorwärts. Die Technik war nicht immer gleich weit wie die Gestalt. Mit dem Kunststoff konnten die neuen Formen schliesslich realisiert werden.»

Auf der Empore des Museums wird Willy Guhl andächtig. Da stehen zwei Leitfiguren des Stuhls. Die eine ist der «Thonet Nr. 14», die andere der «Red-Blue»-Stuhl von Gerrit Rietveld.

Der «Thonet Nr. 14» ist ein Bugholzstuhl aus der Mitte des letzten Jahrhunderts. Er wurde allein bis zum Ersten Weltkrieg vierzigmillionenmal verkauft. Wir kennen ihn als Bistrostuhl – runde Sitzfläche, geschwungene Lehne, konische Beine. Die Erfin-

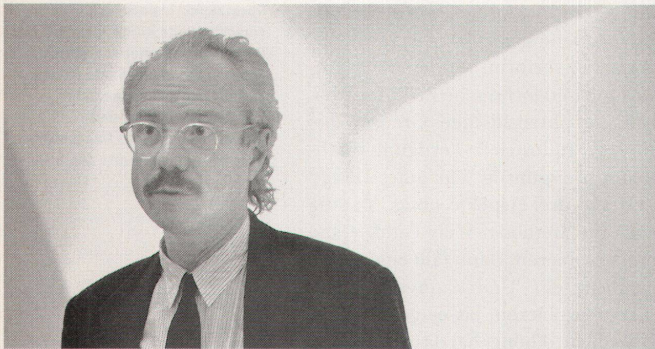


dung: Ein Holzprügel wurde in eine Eisenschiene gelegt und erwärmt. So konnte er verformt werden. Formvorstellung und technische Erfindung haben die physikalischen Grenzen gesprengt. Industrielle Fertigung machte ihn preisgünstig. Für gutes Design sind alle drei Aspekte nötig. Wichtig auch die Methode. Willy Guhl: «Man muss probieren. Dann fällt einem alles mögliche ein. Und dann muss man wieder probieren, bis es geht – oder eben nicht. Thonet hat das alles vorge-macht: Experiment, Gestalt, Technik, Fertigung.»

Die andere Leitfigur ist der Stuhl «Red-Blue» von Gerrit Rietveld, einem holländischen Designer, entworfen 1918. Der Stuhl, auf dem man nicht kommod sitzen kann, ist für Willy Guhl das Denkmal der Moderne. «Alles hat neu angefangen für uns. Es hat ein Ziel gegeben: gegen die Kopierer von Vergangenheit, gegen den Heimatsstil, für ein klares Ja zu Technik und Fortschritt.»

Die Stuhlobjekte, wie die Stühle der kunstbeflissenen Designer heissen, interessieren Willy Guhl, aber er kann wenig damit anfangen. Das verbindliche Modell «Fortschritt dank Technik», wie es der Rietveld-Stuhl für ihn

Spektakulär ineinander verschachtelte Klötze, aber im Innern zurückhaltend. Architekt: Frank O. Gehry aus Santa Monica, Kalifornien, lokale Kontaktarchitekten: Pfeiffer und Assoziierte, Lörrach. Das Gehry-Engagement verteuerte den Bau um zwei Prozent.



überzeugend vorstellt, fehlt. Auch von einem andern Modell ist nichts zu sehen. Die ausgestellten Stühle sind nur Spielereien. Er hat aber «nüüt gäg die Schtüel». Dann erhebt er den Zeigefinger und erklärt, was er als Lehrer mit diesen Designern machen würde. Zuerst loben und Freude haben am Bild, das da gezeigt wird. Dann fragen: Was steckt hinter dem Bild? Was ist das für eine Verbindung? Was ist das für ein Holzabschnitt? Punkt für Punkt die Konstruktion untersuchen und den Gebrauch prüfen. Wer soll da wie sitzen? Wenn alles ganz «lätz» sei, bleibe ja immer noch der Vorteil, dass Holz gut brenne – besonders das Birkenholz, weil es keine Funken schlage.

Vitra Design Museum

Vitra ist eine Stuhl- und Büromöbelfabrik in Birsfelden und Weil am Rhein – einem mit Basel zusammengebauten deutschen Städtchen. Letzten Herbst hat die Firma mit einem Medien-spektakel ihr privates Designmuseum eröffnet. Es hat einen Stock von 1200 Stühlen – neben eigener Ware viele Klassiker aus 150 Jahren. Rolf Fehlbaum, Vitra-Direktor, zu seiner Form von Kultur- und Kommerzverwicklung: «Die Leute wissen, welches Auto sie fahren, aber keiner weiss, auf welchem Stuhl er sitzt.» Er spiele nicht den Menschenfreund, sondern in der Firma werde Selbstbewusstsein gestärkt und aussen Märkte geöffnet. Die Firma profitiert, wenn mehr Leute das unter Qualität verstehen, was die Firma als Qualität bestimmt.

Stuhlgeschichte wird in Wechselausstellungen von Kurator Alexander von Vegesack gezeigt. Im Frühling zwei Gestalter aus den zwanziger Jahren: Dieckmann und Rasch. Im Sommer zwei Zeitgenossen: Philippe Starck und Arad. Neben Ausstellungen gibt's Kurse: z.B. «Schweissen und Metallmöbel» mit dem englischen Designer Arad – einem Vitra-Designer. Das Museum ist offen Mittwoch bis Samstag von 14 bis 18 Uhr, Donnerstag 14 bis 21 und Sonntag von 11 bis 17 Uhr (Vitra Design Museum, Charles-Eames-Strasse 1, D-7858 Weil am Rhein, Tel. 0049/7621-702351).

Thonet – Hoffmann – Rietveld. Auf der Empore des Museums stehen die Klassiker. Die Informationen zu den puren Objekten auf weissem Podest sind zu knapp. – Vitra-Direktor Rolf Fehlbaum: «Mit dem Museum Verwandte gewinnen.»

LU: Nur noch dipl. oder REG

Ab Anfang Jahr hat der Kanton Luzern dem Architekten-wild-wuchs von Gesetzes wegen einen Riegel vorgeschoben.

Als Planverfasser für Baueingaben ist qualifiziert, wer «ein Diplom einer schweizerischen Hochschule oder einer schweizerischen Höheren Technischen Lehranstalt (HTL) hat oder im Register (REG A oder REG B) der Stiftung der schweizerischen Register der Ingenieure, der Architekten und der Techniker eingetragen ist». So steht es im neuen Luzerner Planungs- und Baugesetz, das seit 1. Januar 1990 in Kraft ist. Luzern zieht damit als erster Deutschschweizer Kanton mit der Romandie gleich, wo solche Bestimmungen schon länger bestehen.

Ganz wird der Laden für nichtausgebildete Architekturtäter allerdings nicht heruntergelassen: Wer seinen Beruf seit fünf Jahren ausübt, darf weiterhin Baueingaben machen, und beim «vereinfachten Baubewilligungsverfahren» für kleine Geschäfte gilt der neue Artikel ebenfalls nicht.

Die Berufsschutzbestimmung ist nicht zuletzt auf Betreiben der Verbände zustande gekommen, und sie war auch im Parlament nicht umstritten. Das denkbare Gegenargument – eine kleine Elite wolle sich ihre Pfründe sichern – lässt sich denn auch leicht widerlegen: Allein in der Stadt Luzern findet man im Telefonbuch unter dem Stichwort «Architekturbüros» auf Anhieb über 100 Namen, die die verlangte Qualifikation sichtbar erfüllen, und auch in ländlicheren Gegenden hat die «Architektendichte» mit der Bautätigkeit zugenommen.

Andererseits sind die Anforderungen in bezug auf die technischen Grundlagen für Architektur massiv gestiegen: Konstruktion, Bauphysik, Informatik, Haus- und Energietechnik (nach SIA-Umfragen allerdings auch bei den «Ausgebildeten» nach wie vor die Schwachstelle). Zudem gibt die Registerprüfung Autodidakten nach wie vor die Möglichkeit, sich in den Kreis hineinzuarbeiten. Einen Qualitäts-sprung der Luzerner Architektur nach vorne erwartet in den Fachverbänden allerdings auch niemand. Es gibt im Gegenteil Überlegungen, wie man etwa bei Wettbewerben über fallweise Zusammenarbeit die neue Klausel so relativieren könnte, dass möglichst wenig kreatives Potential ausgeschlossen wird.